

Helmwart Hierdeis (Hg.)

Bartlebys fantastische Macht

Psychoanalytische Essays
zu Herman Melvilles literarischer Figur



Psychosozial-Verlag

Helmwart Hierdeis (Hg.)
Bartlebys fantastische Macht

IMAGO

Helmwart Hierdeis (Hg.)

Bartlebys fantastische Macht

Psychoanalytische Essays zu Herman Melvilles literarischer Figur

Mit Beiträgen von Günther Bittner, Isolde Böhme,
Brigitte Boothe, Hans Czuma, Andreas Hamburger,
Gerhard Heim, Helmwart Hierdeis, Joachim Küchenhoff,
Peter Schneider, Wolfgang Wiedemann
und Achim Würker

Psychosozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2023 Psychosozial-Verlag GmbH & Co. KG, Gießen

info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme

verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Franziska Scherer, *Blick auf die Mauer*, 2023

Umschlaggestaltung und Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

ISBN 978-3-8379-3218-8 (Print)

ISBN 978-3-8379-6103-4 (E-Book-PDF)

Inhalt

Einleitung	7
<i>Helmwart Hierdeis</i>	
Irrwege mit Bartleby	17
<i>Günther Bittner</i>	
Was, wenn jeder lieber nicht würde?	27
<i>Peter Schneider</i>	
Tiefenhermeneutische Überlegungen zu Herman Melvilles Erzählung <i>Bartleby der Schreiber</i>	35
<i>Achim Würker</i>	
Transformationsarbeit an Unverfügbarem – am Beispiel von H. Melville, <i>Bartleby der Schreiber</i>	55
<i>Joachim Küchenhoff</i>	
Bartleby, der Analytiker	75
Eine Lektüre <i>Andreas Hamburger</i>	
Bartleby oder das Bildnis des Anwalts als Menschenfreund	97
<i>Brigitte Boothe</i>	
Bartleby und die Sehnsucht nach Zukunft	117
<i>Isolde Böhme</i>	

Bartleby und sein Geist <i>Gerhard Heim</i>	135
Rückzug ins Leben Psychoanalytische Erwägungen zu Herman Melvilles <i>Bartleby the Scrivener</i> <i>Wolfgang Wiedemann</i>	155
»O Bartleby! O Menschheit!« Zu Herman Melvilles <i>Bartleby der Schreiber</i> (2008) <i>Hans Czuma</i>	163
Dead Letter <i>Helmwart Hierdeis</i>	171

Einleitung

Helmwart Hierdeis

»Geschichten sind uns vertrauter
als das Leben selbst.«

(Parks, 2021, S. 24)

Auf Herman Melvilles Erzählung *Bartleby the Scrivener* (1853) bin ich zum ersten Mal im Jahr 2018 gestoßen, als ich im schriftlichen Nachlass meines 2016 verstorbenen Innsbrucker Freundes und Kollegen Hans Czuma einen bislang unveröffentlichten Text mit dem Titel »O Bartleby! O Menschheit!« entdeckte.¹ Für ihn als Philosophen warf das selbst gewählte Schicksal des Protagonisten Bartleby, sich durch den Verzicht auf Entscheidungen aus den menschlichen Beziehungen auszuschließen und den eigenen Tod herbeizuführen, die Frage auf, »ob nicht alle an der Menschheitsgeschichte ablesbaren Bemühungen, sinnvoll erscheinende Lebenskonzepte zu konstruieren, eine Art »Metastruktur« über ein an sich sinnloses Dasein legen, ohne die aber ein ich-haftes Leben nicht möglich wäre« (Hierdeis, 2020a, S. 18).

Bartleby, Schreiber oder Kopist in einem New Yorker Anwaltsbüro, sieht allem Anschein nach keinen Sinn darin, so zu arbeiten und zu leben wie die anderen um ihn herum. Ein Motiv oder gar eine eigene Sinnkonstruktion lässt er jedoch nicht erkennen. Zunächst noch widerspruchslös seinen Pflichten nachkommend, weigert er sich plötzlich, seine Arbeiten weiter auszuführen. Alle Anregungen, Anordnungen und Bitten des Anwalts, selbst Versuche, ihn für andere Aufgaben zu gewinnen oder ihn an anderen Orten arbeiten zu lassen, prallen an ihm ab und stoßen auf die nämliche, »mit eigentümlich sanfter, fester Stimme« vorgetragene Ablehnung: »Ich möchte lieber nicht« (Melville, 2015, S. 25). Der die Erzählung beendende Klageruf des Anwalts angesichts des Todes seines Schreibers »Ach Bartleby! Ach Menschheit!« (ebd., S. 80) zeigt, davon

¹ Hans Czumas Text wurde erstmals publiziert in Hierdeis (2020a). Den Nachlass stellte mir Christine Czuma, die Frau des Philosophen, zur Verfügung. Seine Abhandlung zu Bartleby ist auf S. 163ff. dieses Bandes wiedergegeben.

ist Czuma überzeugt, dass Melville nichts weniger im Sinn gehabt habe als eine Parabel auf das, was jedem Menschen aufgegeben sei und woran er wie *Bartleby* scheitern könne.

Was jemand als seine Aufgabe ansieht und woran er sein Scheitern bemisst, entscheidet sich vor dem Hintergrund seiner persönlichen Sinnkonstruktion, jenem Konglomerat aus Glauben, Skepsis und Wissen, das seine Selbst- und Weltdeutung und sein Handeln bestimmt (vgl. Hierdeis, 1987, S. 97ff.; 2013, S. 7ff.). Sich darüber Gewissheit zu verschaffen, ist Thema jeder ernsthaften Selbstreflexion – für einen Menschen in vorgerücktem Alter in besonderer Weise, weil das Abwägen aufgrund der langen Lebensgeschichte auf ungleich mehr Material zurückgreifen kann als in jungen Jahren. Also sprang mich das Thema an. Czumas These traf aber auch ins Zentrum meiner beiden Professionen als praktischer und theoretischer Pädagoge und als Psychoanalytiker. Steht die eine unter der Leitfrage: Wie kann ich dazu beitragen, dass Menschen, die mir anvertraut sind, ihrem Leben Sinn geben?, so fragt die zweite: Wie kann ich Menschen dabei helfen, »die für die Ich-Funktionen günstigsten psychologischen Bedingungen« herzustellen (Freud, 1937c, S. 96), das heißt für mich vor allem, ihre verkümmerte oder verloren gegangene Fähigkeit zur Sinnkonstruktion wiederzugewinnen und gegen Widerstände durchzuhalten?

Wer auf einen ihm bislang unbekanntem Text erstmals auf dem Umweg über eine Deutung aufmerksam wird und ihn selbst kennenlernen möchte, dem ist auch die Schwierigkeit vertraut, ihm gegenüber die von der Tiefenhermeneutik empfohlene »gleichschwebende Aufmerksamkeit« (vgl. Lorenzer, 1990, S. 178) aufzubringen und durchzuhalten, die notwendig ist, wenn man die Wirkung der Vorlage auf sich selbst spüren will. Allzu groß ist die Versuchung, dem Text die bereits vorhandene Deutung als Subtext zu unterlegen und sie auf ihre Plausibilität hin zu überprüfen. Das ging mir mit *Bartleby the Scrivener* nicht anders; also musste ich die Lektüre mehrfach wiederholen. Die Reprisen nahmen der Interpretation Czumas zwar nichts von ihrem Gewicht, aber es tat sich für mich ein ganzer Fächer anderer Deutungsmöglichkeiten auf, und meine Nachforschungen zur Textrezeption zeigten mir, dass bereits seit Jahrzehnten in den vor allem amerikanischen Literatur- und Sprachwissenschaften (vgl. Link, 1972, S. 118ff.), in der Philosophie (vgl. Agamben, 1998), in Psychologie und Psychoanalyse (vgl. Heim, 2004; Bollas, 1978; Küchenhoff, 2005) ein lebhafter Gedankenaustausch über Herman Melville, seine für bislang beispiellos gehaltene Erzählung *Bartleby the Scrive-*

ner und über den seltsamen Namensträger im Gange war. Wie war und wie ist eine literarische Gestalt zu verstehen, die sich konsequent und – bis auf wenige, kaum modifizierte Antworten – sprachlos allen Anforderungen der Umwelt, und seien sie noch so anspruchslos, verweigert und auch die eigenen körperlichen Bedürfnisse nicht mehr wahrnimmt – bis zum Tod? Ist sie ein Double des Schriftstellers (Marcus, 1962)? Ist sie so sehr Original, dass sie für nichts anderes steht als für sich selbst? Sie sei »keine Metapher des Schriftstellers, so wenig wie das Symbol von irgendetwas«, beginnt Gilles Deleuze seinen Essay *Bartleby oder die Formel* (1994, S. 7) – was ihn nicht daran hindert, mit den letzten Worten seines Textes eine die Gestalt überhöhende Symbolisierung vorzunehmen und ihr eine gesellschaftskritische Rolle zuzuweisen: »Selbst als Katatoniker und Magersüchtiger ist Bartleby nicht der Kranke, sondern der Arzt eines kranken Amerika, der Medicine-man, der neue Christus oder unser aller Bruder« (ebd., S. 60). Ist Bartleby als klinischer Fall zu verstehen, möglicherweise als Autist (Bollas, 1978, S. 155ff.), als jemand, der seinen Wirklichkeitssinn verloren hat (vgl. Heim, 2004), der vor Augen führt, was ein gespaltenes Selbst ausmacht (Gerigk, 1990)? Oder lässt sich an ihm deutlich machen,

»dass Negativität, dass die Verneinung, das Neinsagen, der Rückzug, die Fähigkeit der Ablehnung, wie immer Negativität sich auch umsetzen mag, immer auf den Anderen bezogen werden müssen, dass es verhängnisvoll ist, wenn das ›Nein‹, das immer die Verneinung von Etwas, einer Aussage eines Anderen ist, auf die einzelne Person als Vermögen, als Eigenschaft oder Defizit zurückgeführt wird« (Küchenhoff, 2005, S. 280)?

Wenn auch Bartleby ein so gerichtetes, also personenbezogenes »Nein« unterstellt werden kann, dann kommt sein Vorgesetzter ins Spiel. Von ihm, dem Anwalt, ist klar, dass er im Sinne der Verhältnisse, in denen er lebt, »normal« ist: Er geht einer geregelten Arbeit nach, ist davon überzeugt, nach anerkannten christlich-humanen Prinzipien zu handeln und dabei insbesondere das Gebot der Nächstenliebe zu befolgen, auch seinen Angestellten gegenüber – für einen Arbeitgeber eine eher seltene Einstellung. Zusehends verzweifelt er daran, dass sein in anderen Fällen hundertmal bewährtes Verhalten keine positive Antwort bewirkt. Wilhelm Genazino glaubt in seinem Nachwort zu Melvilles Erzählung eine Erklärung dafür zu haben:

»Bartleby stirbt nicht, weil sich niemand seiner angenommen hätte, er stirbt nicht, weil man an seiner Sonderbarkeit verzweifelt wäre. Sondern er stirbt, weil er zu eigentümlich, zu hochmütig und zu reserviert war, um das christliche Hilfsangebot anzunehmen. Melville zeigt das weltliche Kernstück der Nächstenliebe als scheiternde Fremdenliebe. *Bartleby* wird bis heute (und heute mehr denn je) rezipiert unter dem Stichwort der Absurdität des modernen Daseins und der ebenso absurd gewordenen Individualität. Tatsächlich ist *Bartleby* die bitterste Kritik des Christentums, die je in Amerika geschrieben wurde. Am unverdaulichsten ist, dass die Schuld des Scheiterns auch eine Schuld der Unbegabtheit der Hilfsbedürftigen ist. Nicht die Nächstenliebe ist problematisch, sondern die Unfähigkeit derer, die von ihrem monströsen Ich nicht absehen können. Der Anwalt wird ein Opfer der Scham dessen, dessen Leid er so gut versteht. Wir erkennen darin eine frühe Warnung vor dem damals noch bevorstehenden Desaster der Moderne: Es gibt keine Ethik, keine Religion, keine Ideologie, die stark genug wäre, das »überspannte Wesen« des Menschen (Melville) friedlich zu überwinden« (Genazino, 2015, S. 89).

Bartlebys Isolation und Tod – durch eigenen Hochmut verschuldet? Melville hat zwei Figuren erfunden, mit deren einer, dem Anwalt, sich jeder einigermaßen kultivierte und vernünftige Mensch identifizieren kann, während die andere, Bartleby, jedem »Normalen«, der leben will, die Identifikation unmöglich macht – so auch dem Anwalt. Melville stattet ihn Bartleby gegenüber zwar mit Gefühlen der Mitmenschlichkeit und sogar der Brüderlichkeit aus, aber sie beziehen sich auf etwas Allgemeines im Gegenüber, das sich leicht ins Bewusstsein heben und öffentlich proklamieren lässt, nicht aber auf das Fremde, die Erstarrung in der Verneinung, die Unfähigkeit, aus der Stereotypie herauszukommen und Du zu sagen. Wenn Genazino das Scheitern der Beziehung in Bartlebys »Hochmut« zu erkennen glaubt, dann legt er eine moralische Folie über das Geschehen, vielleicht weil auch er die von Melville ermöglichte Deutungsfreiheit dazu nutzt, sich die Frage zu ersparen, was der Text mit ihm macht (vgl. Lorenzer, 1990, S. 198f.).

Der Anwalt versucht zu helfen, ohne den Anderen zu verstehen. Das sieht er als seine humane Verpflichtung an. Aber Bartleby rührt in ihm etwas an, das ihn irritiert und erschüttert, mit dem er nicht zurechtkommt. Als er ihn überraschenderweise in der Kanzlei antrifft, die sein Angestellter eigentlich nicht mehr hätte betreten dürfen, unternimmt er nichts, wie

schon so oft. Stattdessen verlässt er die Szene und bekennt: »[...] wieder beugte ich mich jener fantastischen Macht, die der rätselhafte Schreiber auf mich ausübte, jenem Einfluss, dem ich mich allem Zorn zum Trotz nicht gänzlich entziehen konnte« (Melville, 2015, S. 56). Für die »Faszination des Andersartigen« (vgl. Hierdeis, 2020b), das sein Denken und Handeln bestimmt, hat er keine Worte. Er stellt sie fest, ohne sich zu fragen: Was ist es, das mich an dir so berührt? Und: Wer bin ich, dass ich mich von dir so berühren lasse? Gibt es eine Gemeinsamkeit zwischen uns, die ich noch nicht fühlen und erkennen kann?

Solche Fragen stellen zu können, ist ein Geschenk des Autors an alle, die sich seiner Erzählung aussetzen, weil er nichts dazu beiträgt, was die Motive Bartlebys erklären könnte. Auch den Anwalt lässt er nur rätseln. Diese Offenheit provoziert Fantasien. Joachim Küchenhoff stellt sich die Frage: »Warum verführt ein Text dazu, immer weiter über ihn zu schreiben?« (Küchenhoff, 2005, S. 286), und gibt sich selbst die Antwort:

»Es ist das Unausgeschöpfte an ihm, das irritiert, weil es nicht auf einen Punkt zu bringen ist; der Text suggeriert keine falsche Geschlossenheit, sondern weist auf die Unabschließbarkeit der Symbolisierung, die Unvollständigkeit des Symbolischen hin, die er sowohl inhaltlich behandelt als auch formal darstellt« (ebd.).

Melville hat mit einem solchen Entwurf in Kauf genommen, dass sich seine Erfindung nach ihm vervielfältigt und damit verselbständigt und seiner (auch nur zu erratenden) Intention entfremdet wird (vgl. Jung, 2019, S. 9ff.), dass die Formel »I would prefer not to« sich vollends vom Sprecher ablöst bis hin zur medienwirksamen Stereotype für Kulturkritik und Zivilisationsflucht (vgl. Heidenreich, 2022; Schreiber, 2022).

Das ist bei den hier versammelten Beiträgen nicht der Fall. Ihre Autorinnen und Autoren stellen sich Bartleby, sie lassen ihn an sich heran und versuchen ihn und seinen Urheber zu verstehen, als möglichen Mitmenschen, als Anteil der eigenen Person und als überlegenswerten Verweis auf ein Leben in dieser Welt, insbesondere auf jene Menschen, die sprachlos in ihren Verweigerungen stecken bleiben und in ihrer Entwicklung erstarren:

Günther Bittner dokumentiert sein »Scheitern an dieser Geschichte« in drei Anläufen. Im ersten imaginiert er den Protagonisten als Patienten, in einem zweiten fragt er selbstanalytisch danach, ob und wie sehr ihm die

Gestalt des Bartleby unheimlich ist; in einem dritten Versuch schließlich versucht er zu begründen, dass eine psychoanalytische Interpretierbarkeit von Figuren wie Bartleby noch nicht im Horizont von Autoren des literarischen Realismus lag. Ein solcher sei erst mit Freuds eigenen literarischen Fallstudien eröffnet worden.

Mit Kleists »Michael Kohlhaas« und Melvilles »Bartleby« stellt *Peter Schneider* einleitend zwei von ihren Autoren selbst als einmalig charakterisierte Figuren vor. Beider Schicksale enden nach höchst unterschiedlichen Entwicklungen mit dem Tod, bei Michael Kohlhaas nach einer Revolte, bei Bartleby nach einem »Exzess der Abstinenz«. Schneider verfolgt Bartlebys Weg von dessen Eintritt in die Kanzlei eines New Yorker Anwalts bis zu ihrem Ende und bezieht dabei Giorgio Agambens Reflexionen über die Intentionalität in Bartlebys Standardformel »I (would) prefer not to«, die Philosophie der Willensfreiheit im 18. Jahrhundert, auf die Melville sich bezieht, und die Überlegungen zur »Originalität« in der Literatur von Gilles Deleuze ein – um daraus den Schluss zu ziehen, Bartleby habe nichts Paradigmatisches an sich, sondern sei ein »literarisches Gedankenexperiment«.

Den Text Melvilles gleichzeitig als »literarisch reflektierender« und »lebenspraktischer Leser« aufzunehmen, bedeutet für *Achim Würker*, eine starke Sensibilität für die handelnden Personen und für das Ambiente, in dem sie arbeiten, zu entwickeln. Sie ist für ihn Voraussetzung, um insbesondere die wachsende Spannung zwischen der das Beziehungsgeschehen dominierenden »sozialen Logik« und dem irrational erscheinenden Verhalten Bartlebys zu verstehen. Freuds Essay *Das Unbehagen in der Kultur* bietet ihm die Möglichkeit, die literarischen Szenen unter dem Aspekt von kultureller Nötigung und Triebverzicht zu deuten sowie sozial relevante »bewusstseinsferne Konfliktodynamiken« und ein durch »Normalitätsstandards unauffällig gemachtes Leiden« aufzuspüren.

Joachim Küchenhoff untersucht die Formen, in denen Negativität sich in der Erzählung Melvilles äußert und berücksichtigt zu diesem Zweck vor allem die Formel »I prefer not to« und den Satzsatz »On errands of life, these letters speed to death«. Botschaften des Lebens können sich, so die These, in Verneinungen verbergen. Sie müssen aber von den Anderen, die ihnen im Gespräch, in Texten oder in der Psychotherapie begegnen, gehört und transformiert werden. In der Rezeptionsgeschichte und den nicht endenden Fortschreibungen von *Bartleby the Scrivener* spiegelt sich der kulturelle Transformationsprozess wider. Als ein besonderes Beispiel der *Bartleby*-Nachfolge stellt der Autor den Roman *Un homme qui dort* von George Perec vor.

Andreas Hamburgers psychoanalytische Lektüre von Melvilles *Bartleby, the Scrivener* setzt am Rezeptionsvorgang an. Die Irritationen, die beim Lesen des Textes und selbst noch beim Schreiben der Textanalyse auftreten, ermöglichen den Zugang zum szenischen Verstehen des Textes, von dem aus die Merkwürdigkeiten im Text selbst, allen voran Bartlebys Formel und die Anhänglichkeit des Erzählers, aufgeschlüsselt werden können. Es zeigt sich eine grundlegende Opposition zwischen Stimme und Schrift, lebendigem Kontakt und totem Buchstaben, die aber erst sinnlich erfahrbar wird, wenn der Text sich im Lesen als inneres Sprechen entfaltet.

Für *Brigitte Boothe* gehen die aktuellen Versuche, die Verweigerungsformel »Ich möchte lieber nicht« als Gestus der Distanzierung von politisch-gesellschaftlichen Verhältnissen einzusetzen, an der Intention Melvilles vorbei. Er habe mit *Bartleby* eine Figur geschaffen, die auf sanfte Art darauf beharre, dass ihre Präferenzen an der, ethnomethodologisch gesprochen, »Hervorbringung von Interaktionen« beachtet würden, und mit der Gestalt des Anwalts einen Menschen, der, hin und her gerissen zwischen christlicher Humanität und der Angst vor Ansehensverlust, sich letztlich dafür entscheide, seinen Angestellten fallen zu lassen. Dass er dessen Schicksal in der Schlusszene religiös überhöhe, diene wohl der Beruhigung seines Gewissens.

Isolde Böhme entwickelt über Winnicotts Konzept des Möglichkeitsraums ein Bild von *Bartleby*, das für sie auch aktuelle gesellschaftliche Realität erhellen kann. Sie beschreibt mit dem *Nein* der *Formel* Melvilles Schreibprozess analog den von Aulagnier beschriebenen Prozessen, in denen das Kind beginnt, sich seine psychische Realität selbst zu erzeugen, und verbindet dies mit einem *Nein* zur heutigen zerstörerischen Welt. In diesem *Originärprozess* wird ein *Original er-/gefunden*, sei es der neue kleine Mensch mit seiner eigenen inneren Welt oder eben die Figur *Bartleby*. Besonders wichtig ist ihr, wie er im Text körperlich präsent ist. Über *Bartlebys Körper im Raum* gelingt ihr, aus den »dead letters« eine lebendige Verbindung zu kulturellen und politischen Phänomenen des 20. und 21. Jahrhunderts herzustellen.

Ausgehend von einer gerafften Fassung der Erzählung stellt *Gerhard Heim* die Figuren des *Bartleby*, die des Anwalts als seines namenlosen Widerparts und den Erzähler Hermann Melville in einen literatur- und medizinisch-geschichtlichen Kontext, bevor er versucht, den Protagonisten mit klinischen Kriterien zu erfassen. Er verweist auf Autoren, die in der Stereotypie der Rede, im abgewandten Schweigen und in der Bewegungsarmut *Bartle-*

bys Anzeichen für eine »Katatonie« zu erkennen glauben, sieht in ihm aber in erster Linie einen Psychotiker, der aus dem »intersubjektiven Konsens« herausgefallen ist. Angesichts seiner unergründlichen Andersartigkeit spürt der Anwalt etwas von der Rätselhaftigkeit auch der eigenen Existenz.

Wolfgang Wiedemann sieht in Bartleby eine »Traumgestalt«, die nicht wirklich lebt, von der aber dennoch eine Wirkung ausgeht. In ihm löst sie eine Erinnerung aus, in der er als Kind seine Ohnmacht den Eltern gegenüber nur durch den schweigenden Rückzug in sich selbst aushalten konnte. Unter Verweis auf Melanie Kleins Konzept der *Projektiven Identifikation* erkennt er in Bartleby einen Menschen, der seine hinter einer Maske der Passivität verborgene Emotionalität in sein Gegenüber hineinprojiziert. Der Erzähler lebt sie als innere Unruhe aus. Die Schlusszene symbolisiert für den Autor eine Rückkehr Bartlebys in ein pränatales Leben – in religiöser Hinsicht ein Erwachen »zum ewigen Leben«.

Für *Hans Czuma* legt die Erzählung Melvilles nahe, Bartlebys Schicksal als Figur des Schicksals des Menschen überhaupt zu sehen. Insbesondere die vom Anwalt vorgenommene Gleichsetzung von Bartleby mit einem »dead letter« (einem Brief, der nicht zugestellt werden kann) erlaubt es dem Autor, den Schreiber als ein sich selbst bis zum Tod reduzierendes Subjekt anzusehen. Bartlebys durch Nichtstun zukunftsloser Weg wird durch die Widerstandslosigkeit des Anwalts ermöglicht. Dessen Nichtstun, Ausweichen, Flucht schaffen Bartleby erst den Freiraum, seinen Weg zum Tod zu gehen, und die moralischen Prinzipien des Anwalts, nach denen er handelt, sind sein »blinder Fleck«, der ihn – auch da ein Vertreter der gesellschaftlichen Ordnung, in der er überzeugt lebt – daran hindert, den Tod Bartlebys aufzuhalten.

Helmwart Hierdeis wählt die Form eines Briefs an Bartleby, um das Verhältnis zwischen ihm und dem Anwalt zu analysieren. Sein besonderes Augenmerk gilt dessen ambivalenten, zwischen Angst und Sehnsucht oszillierenden Gefühlen. Der Anwalt schreibt seinem Angestellten eine »fantastische Macht« zu, die ihn gleichsam seines Willens beraubt und auf Distanz gehen lässt. Angesichts der Absonderung und der Verweigerungshaltung Bartlebys, auf die Spitze getrieben durch sein stereotypes »I would prefer not to«, wägt der Autor die Möglichkeiten einer frühkindlich bedingten Erstarrung oder eines frühere Ohnmacht kompensierenden Machtspiels gegeneinander ab, um schließlich – angesichts der Sterbeszene – einer unerklärlichen Todessehnsucht Bartlebys zuzuneigen, die bei ihrer Erfüllung den Anwalt einsam zurück lässt.

Literatur

- Agamben, G. (1998). *Bartleby oder die Kontingenz gefolgt von Die absolute Immanenz* (M. Zinfert & A. Hiepko, Übers.). Merve. (Originalwerk veröffentlicht 1993)
- Bollas, C. (1978). Melvilles verlorenes Selbst: Bartleby. *Psyche Z. Psychoanal*, 328(2), 155–164.
- Czuma, H. (2020). O Bartleby! O Menschheit! Zu H. Melvilles Bartleby der Schreiber. In H. Hierdeis (Hrsg.), *Hans Czuma. Philosophische Texte* (S. 242–248). IUP.
- Deleuze, G. (1994). *Bartleby oder die Formel*. (B. Dieckmann, Übers.). Merve. (Originalwerk veröffentlicht 1989)
- Freud, S. (1937c). Die endliche und die unendliche Analyse. *GW Bd. XVI* (S. 59–99). Fischer.
- Genazzino, W. (2015). Die lächerliche Wahrheit. In H. Melville, *Bartleby der Schreiber*. Mit einem Nachwort von Wilhelm Genazzino (S. 83–90). C. H. Beck.
- Heidenreich, E. (2022, 15. Juli). Ich möchte lieber nicht. Optimistisch bleiben, konstruktiv sein: Was, wenn man das nicht mehr schafft, wenn wir uns verweigern? Einer der berühmtesten Sätze der Weltliteratur zeigt, wie es geht. *Süddeutsche Zeitung*, S. 13.
- Hierdeis, H. (1987). Von einer unkritischen zur Kritischen Theorie. In F. H. Paffrath (Hrsg.), *Kritische Theorie und Pädagogik der Gegenwart. Aspekte und Perspektiven der Auseinandersetzung* (S. 97–111). Deutscher Studien Verlag.
- Hierdeis, H. (2013). Einleitung. In Ders. (Hrsg.), *Psychoanalytische Skepsis – Skeptische Psychoanalyse* (S. 7–30). Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hierdeis, H. (Hrsg.). (2020a). *Hans Czuma. Philosophische Texte*. IUP.
- Hierdeis, H. (Hrsg.). (2020b). *Faszination und Schrecken des Andersartigen. Beiträge zum Fremdheitsdiskurs*. Asanger.
- Jung, T. (2019). Bartleby oder das Unterlassen: Elemente einer historischen Praxeologie des Nicht/Handelns. In Ders. (Hrsg.), *Zwischen Handeln und Nichthandeln. Unterlassungspraktiken in der europäischen Moderne* (S. 9–42). Campus.
- Küchenhoff, J. (2005). Negativität als Bewahrung? Zur individuellen und kulturellen Repräsentation des Nicht-Repräsentierbaren – am Beispiel von H. Melvilles *Bartleby the Scrivener*. In O. Gutjahr (Hrsg.), *Kulturtheorie* (S. 279 – 298). Königshausen & Neumann.
- Link, F. H. (1972). Melville – Bartleby, The Scrivener. In K. H. Göller (Hrsg.), *Die amerikanische Kurzgeschichte* (S. 118–128). August Bagel.
- Lorenzer, A. (1990). Verführung zur Selbstpreisgabe – psychoanalytisch-tiefenhermeneutische Analyse eines Gedichts von Rudolf Alexander Schröder. In *KulturAnalysen* 3, 261–277.
- Melville, H. (2015). *Bartleby der Schreiber* (K. Ziem, Übers.). Mit einem Nachwort von Wilhelm Genazzino. C. H. Beck. (Originalwerk veröffentlicht 1853)
- Parks, T. (2021). *Bin ich mein Gehirn? Dem Bewusstsein auf der Spur*. Kunstmann.
- Schreiber, J. M. (2020). *Ich möchte lieber nicht. Eine Rebellion gegen den Terror des Positiven*. Piper.

Biografische Notiz

Helmwart Hierdeis, Dr. phil., ist Psychoanalytiker und war Professor für Erziehungswissenschaften an den Universitäten Erlangen-Nürnberg, Innsbruck und Bozen-Brixen. Arbeitsschwerpunkte: Bildungstheorie, Pädagogische Historiografie, Psychoanalyse und Psychoanalytische Pädagogik.